
Autor: Uwe Fischer

Titel: „Risiko“ – Reflexionen über einen negativ besetzten Begriff in der Prävention

Quelle: ajs-informationen 3/2007

Verlag: Aktion Jugendschutz (ajs)

„Risiko“ –

Reflexionen über einen negativ besetzten Begriff in der Prävention

Im allgemeinen Kanon der Bestürzung über das sogenannte Risikoverhalten der Jugendlichen, wie es aktuell u.a. beim Binge Drinking oder dem erhöhten Cannabiskonsum medial hervorgehoben wird, erscheint es notwendig, den Begriff „Risiko“ und das Phänomen „Risikoverhalten“ kritisch zu beleuchten. Der Autor verweist auf die notwendige Differenzierung zwischen „Risikoverhalten“ und „riskantem Verhalten“. Er zeigt auf, welche Funktionalität riskante Verhaltenweisen in unserer Gesellschaft, insbesondere für Kinder und Jugendliche, haben und richtet den Blickwinkel auf die Chance, die einer kritischen Auseinandersetzung mit dem „Risiko“-Begriff innewohnt.

Risiko, Sicherheit und Kontrolle des Risikos

Mit dem Bestreben, möglichst frühzeitig problematisches bis delinquentes Verhalten zu verhindern, wandelte sich der Forschungsschwerpunkt in den 80er-Jahren vom jugendlichen Problemverhalten zum jugendlichen Risikoverhalten. Es wurde erforscht, welche Bedingungen dazu beitragen, dass eine spätere Erkrankung oder sozial abweichendes Verhalten auftritt. Die daraus ableitbare Wahrscheinlichkeit des Auftretens wird dem Risiko gleichgesetzt. Je höher die Wahrscheinlichkeit, desto höher das Risiko. Da unsere Gesellschaft mit gutem Grund bestrebt ist, Krankheiten und Schäden zu verhindern, wurde der Begriff „Risikoverhalten“ in diesem Kontext zunehmend mit etwas „Problematischem“, „Schlechtem“ assoziiert. Die ursprüngliche Intention, den Begriff des Problemverhaltens mit seinen offensichtlichen sozialen Wertungen durch den wertneutraleren Begriff des Risikoverhaltens zu ersetzen, ist in Bezug auf die Wertneutralität gescheitert.

Was hat es mit dem Begriff „Risiko“ auf sich, dessen Gebrauch vor allem in den letzten Jahrzehnten einen inflationären Siegeszug in allen Lebensbereichen angetreten hat. Soziologen kennzeichnen unsere postmoderne Gesellschaft auch als Risikogesellschaft (Beck, 1986). Die ursprüngliche Heimat des Begriffs ist eher im versicherungstechnischen Bereich angesiedelt und entwickelte sich aus dem italienischen „riscare“ = wagen. Im Kontext von Seefahrt und Fernhandel wurden gefährliche, aber gewinnträchtige Reisen gegen finanzielle Verluste abgesichert. Die gesamte Versicherungswirtschaft baut heute auf diesen Risikoberechnungen auf.

Im Allgemeinen kann heutzutage unter dem Begriff Risiko „die Möglichkeit eines Schadens oder Verlustes als Folge eines Ereignisses (z.B. Erdbeben) oder einer Handlung (z.B. Rauchen)“ verstanden werden (Jungermann & Slovic, 1993, S. 169). Der Risikobegriff lässt sich also auf die beiden Komponenten der negativen Konsequenz (Schädigung) und der Unsicherheit des zukünftigen Ereignisses beschränken.

Die Verbreitung des Begriffs im allgemeinen gesellschaftlichen Kontext erfolgte vor allem in der Auseinandersetzung mit den technologischen Risiken in Bezug auf Gesundheit, Umwelt und Gesellschaft. Dahinter wird die paradoxe Situation der Steigerung sowohl von Sicherheit als auch Unsicherheit durch Technologie und Wissenschaft gesehen (Bechmann, 1993). Die zunehmende Bestrebung, Unsicherheiten kalkulierbar zu machen und mehr Kontrolle und Sicherheit zu erlangen, ist der Nährboden für die Ausbreitung des Risikobegriffs.

Angewandt auf eine risikominimierende Suchtprävention würde dies bedeuten, dass sie zunehmend Kontrolle über den mehr oder weniger individuell gewollten Kontrollverlust durch Suchtmittel erhalten möchte. Systemisch gesehen sollte klar sein, dass dieses Ziel nicht zu einer zufriedenstellenden Lösung führen kann, solange der Wunsch nach Kontrollverlust besteht. Im Gegenteil nimmt der Wunsch, sich der eigenen oder äußeren Kontrolle zu entziehen, möglicherweise mit zunehmender Kontrolle von außen sogar zu.

Risikoverhalten als Verhalten in Risikosituationen

Klebensberg (1969) unterscheidet Risikoverhalten vom riskanten Verhalten. Risikoverhalten beschreibt das Verhalten in Risikosituationen, die zumeist durch zwei Valenzen gekennzeichnet ist: der schnellen Zielerreichung und der Vermeidung physischer Beeinträchtigung. Das daraus resultierende Verhalten stellt sich zumeist als Kompromiss zur maximalen Befriedigung beider Bedürfnisse dar. Riskantes Verhalten ist eine der möglichen Konsequenzen aus einer Risikosituation. Da in jeder Situation unterschiedliche Valenzen wirken, lässt sich allein aus dem so definierten Risikoverhalten keine persönliche Eigenschaft ableiten. Es sind vielmehr die Risikosituationen und eine potenzielle Bereitschaft, sich in risikoreiche Situationen zu begeben, die sich als überdauernde Faktoren und Eigenschaften identifizieren lassen. Riskantes Verhalten kann somit nicht unabhängig von den jeweils vorherrschenden Valenzen einer Situation betrachtet werden. Springt eine Person beispielsweise aus einer Höhe von 4 Meter aus dem Fenster, ist dies eindeutig ein riskantes Verhalten. Selbstverständlich kann dieses riskante Verhalten präventiv eingedämmt werden, um somit potenzielle Knochenbrüche zu verhindern, indem z.B. ein Verbot erlassen wird, nicht aus dem Fenster zu springen, oder indem Fenster in dieser Höhe ver-

gittert werden. Wird allerdings klar, dass dieses Verhalten während eines Wohnungsbrands gezeigt wurde, wandelt sich die Beurteilung des riskanten Verhaltens schlagartig.

Auch der gesundheitlich riskante Substanzkonsum kann in einer „Notfallsituation“ subjektiv als kurzfristige Erleichterung empfunden werden. In jeder Situation wird zwischen größeren und kleineren, kurz- und langfristigen Schäden entschieden. Aber Risikosituationen können nicht nur gegeben sein, sondern werden auch bewusst aufgesucht: Kinder springen aus einem Fenster in die Tiefe. Das große Fenster ist an einem Stall und der Boden wurde ausreichend mit Stroh bedeckt, sodass sich niemand wehtut. Es besteht keine Gefahr, außer dem potenziellen Schaden an der eigenen Identität, z.B. als Versager oder Angsthase angesehen zu werden. Die Jugendlichen haben große Freude daran und können ihre körperlichen Fertigkeiten unter Beweis stellen und weiterentwickeln. Nicht das Verhalten an sich sagt etwas über das Risiko aus, sondern die Situation, in der das jeweilige Verhalten stattfindet, sowie die jeweilige Funktion zur Zielerreichung (Fischer, 2006).

Riskantes Verhalten und soziale Akzeptanz

Auch in Bezug auf den Substanzkonsum bedarf es einer Berücksichtigung der vorherrschenden situativen Valenzen. Klassischerweise sind sozial akzeptierte Valenzen wie Genuss, Geselligkeit, Glücksgefühle etc. zu nennen. Beim Rausch wird es mit der Akzeptanz wiederum schwieriger, obwohl er auch „gesundheitsförderlich“ durch körpereigene Stoffe erzeugt werden kann (z.B. in der Liebe, beim Marathon). Selbstverständlich spielen auch die sozial weniger akzeptierten Valenzen eine wichtige Rolle, z.B. die Kompensation leistungsbezogener oder emotionaler Einbußen. Wenn wir uns unwohl fühlen und uns durch Alkohol den Stresssymptomen, Frust, Angst etc. im Sinne einer Selbstmedikation entziehen, wird dies als dysfunktional angesehen. Interessanterweise ändert sich die Sichtweise sehr schnell, wenn es sich bei der Substanz um Schmerztabletten oder Ähnliches handelt. Der Blick auf den Beipackzettel bietet ausführliche Informationen, wie riskant die häufige Einnahme von Tabletten sein kann. Nach wie vor sind es nicht allein die gesundheitlichen Risiken, die bei der Beurteilung von Verhaltensweisen und Substanzen eine Rolle spielen, sondern auch deren soziale Akzeptanz. Mit der sozialen Inakzeptanz des spezifischen Verhaltens geht zumeist die Abwertung der damit stigmatisierten „Risiko“-Gruppe einher.

Aufmerksamkeit und riskantes Verhalten

Riskantes Verhalten hat schon seit Urzeiten die Aufmerksamkeit der Menschen geweckt. Die Medien greifen diese Sensationslust an Riskantem auf und erhöhen somit seine Bedeutung und Valenz. Empirische Daten bestätigen die „Gladiator Komponente“ (Rheinberg, 1996), die besagt, dass bei der Anwesenheit von Zuschauern

generell ein größeres Risiko eingegangen wird, als wenn keine Zuschauer anwesend sind. In der zunehmend medialen und vernetzten Welt wird die Konkurrenz der „Schausteller“ zunehmend größer und sie können nur durch ein erhöhtes Risiko Aufmerksamkeit, Einschaltquoten oder Internetseitenaufrufe erreichen. Auch für die Kinder wird es zunehmend schwieriger, in einer leistungsbetonten, arbeitsintensiven sowie informations- und medienüberfluteten Welt die Aufmerksamkeit der Eltern und Erwachsenen zu erreichen. Die verbleibende Zeit, in der sich Eltern um ihre Kinder kümmern, hat im Laufe der Jahre abgenommen. Durchschnittlich sprechen Eltern sieben Minuten pro Tag mit ihren Kindern (Kumpfer & Alder, 2006). Dieses chronische „Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom“ durch die Erwachsenen macht es den Kindern und Jugendlichen nicht leicht, zumal es nicht nur an zeitlicher Aufmerksamkeit mangelt, sondern vor allem auch an Wertschätzung. Auch die gesellschaftliche Wertschätzung der Kinder ist hier gefordert und ist nicht allein an der Höhe des Kinder- oder Elterngeldes zu bemessen. Mit riskanten Verhaltensweisen wie z.B. dem Binge Drinking haben die Jugendlichen die mediale Aufmerksamkeit erreicht, und wir als Präventionsfachleute nehmen dies insgeheim dankbar auf, da es uns hilft, die Notwendigkeit suchtpreventiver Arbeit zu bestätigen.

Risiko als Chance und Notwendigkeit

Die Aufmerksamkeit für riskantes Verhalten ist nicht nur allein auf „Sensationslust“ zurückzuführen. Riskantes Verhalten hat in unterschiedlicher Ausprägung einen hohen Stellenwert in unserer Gesellschaft. Bei Bewerbern für Managementaufgaben wird häufig „Risikofreude“ gefordert. Risikosportler, Abenteurer und alltägliche Helden (z.B. Feuerwehrleute) riskieren ihre Gesundheit und ihr Leben und werden mit Lob und Aufmerksamkeit überschüttet. Schließlich liegt in der Risikobereitschaft immer die Chance der Weiterentwicklung. Ohne das Wagnis, sich auf Neues einzulassen, gäbe es keine individuelle und gesellschaftliche Entwicklung. Etwas zu beschützen, auch wenn es mit dem Risiko der eigenen Gesundheit verbunden ist, garantiert den Fortbestand der eigenen Meinung, Freiheit und Kultur. Ein gewisses Ausmaß an Risikobereitschaft ist daher sogar lebensnotwendig. Diese den Jugendlichen, die sich schließlich entwickeln sollen, vollständig nehmen zu wollen, wäre fatal. Es gilt daher, die Kinder und Jugendlichen kompetent auf potenzielle Risikosituationen vorzubereiten oder funktionelle Äquivalente (Franzkowiak, 1996) zu bieten. Für die Prävention heißt das, von der Kontrolle über das riskante Verhalten hin zu einem (Selbst-)Management von Risikosituationen durch die Förderung von Risikokompetenzen zu gelangen.

Für den Bereich der Suchtprevention sollte klar sein, dass exzessiver Konsum von Substanzen mit Suchtpotenzial gesundheitsgefährdend ist. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Umgang und der Wertigkeit von

riskantem Verhalten stellt diese Tatsache nicht infrage. Für die Prävention gilt es, möglichst im Kontext der jeweils gegebenen oder potenziellen Risikosituation den Weg des geringsten Schadens für die jeweilige Person zu ermöglichen (und weniger zu kontrollieren) und dabei die Verhältnismäßigkeit unabhängig von sozialen Wertungen zu wahren.

Dr. Uwe Fischer, Psychologe, 1995-1996 Projektmitarbeiter am Zentrum für empirische pädagogische Forschung (zefp), Universität Landau, im Modell-Projekt „Wege zum Wohlbefinden“ in Kooperation mit der Techniker Krankenkasse, seit 1996 Projektmitarbeiter am zefp im EU-Projekt „gemeindenaher Suchtprävention in Luxemburg“.

Kontakt: fischer@zefp.uni-landau.de

Literatur:

Bechmann, G. (1997): Risiko und Gesellschaft. Grundlagen und Ergebnisse interdisziplinärer Risikoforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Edition Suhrkamp.

Fischer, U.C. (2006): Emotions- und identitätsregulierende Funktionen des Substanzkonsums. Landau: Verlag Empirische Pädagogik.

Franzkowiak, P. (1996): Risikokompetenz – Eine neue Leitorientierung für die primäre Suchtprävention. Neue Praxis, 5, S. 409–425.

Jungermann, H./Slovic, P. (1993): Charakteristika individueller Risikowahrnehmung. In: Bayrische Rückversicherung (Hrsg.): Risiko ist ein Konstrukt. Wahrnehmungen zur Risikowahrnehmung (S. 89–108). München: Knesebeck.

Klebensberg, D. v. (1969): Risikoverhalten als Persönlichkeitsmerkmal. Bern/Stuttgart: Hans Huber.

Kumpfer, K. L./Alder, S. (2006): Dissemination of research-based family interventions for the prevention of substance abuse. In: Sloboda, Z./Bukoski, W.J. (Eds.): Handbook of drug abuse prevention. Theory, science, and practice (S. 75–100). New York: Springer.

Rheinberg, F. (1996): Flow-Erleben, Freude an riskantem Sport und andere „unvernünftige“ Motivationen. In: Kuhl, J./Heckhausen, H. (Hrsg.): Motivation, Volition und Handlung (S. 101–118). Göttingen: Hogrefe.